Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 9.

Hugo Neugebauer: Von der Güte / Carl Dallago: Lust I. / Otto Alscher: Der Überlebende / Ludwig Seifert: Die Fremden / Carl Dallago: Sämereien vom Gebirge her III. / Max von Esterle: Karikaturenfolge IX. (Heinrich v. Schullern) / Ludwig von Ficker (Fortunat): Eine Boykott-Erklärung.

Brenner-Verlag / Innsbruck.

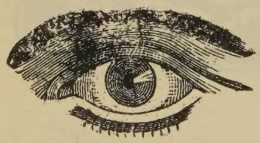
Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1 75). für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 1. Okt. 1910. Heft 9.

Von der Güte / von Hugo Neugebauer.

Ich möchte zu den Weisen sprechen, nicht zu den Toren, zu allen, die Blendwerk verabscheuen um der Wahrheit willen, zu allen, die da sind einfältigen Herzens und unbefangenen Geistes. Ich weiß, daß meine Worte mißverstanden worden sind, absichtlich und unabsichtlich. Es waren einige, die da meinten, ich hätte die Güte geleugnet. Ich habe aber nur die Heuchelei getroffen und die Knechtheit: die Heuchelei, die sich gebärdet, als täte sie das Gute um der Güte willen, und tut es aus Klugheit, und die Knechtheit, die da gut ist aus Furcht vor der Peitsche, die auch das Gute tut, nicht weil es gut ist, sondern weil sie gut bezahlt zu werden hofft für ihre guten Taten.

Dieser Art ist die Güte der Sittlichen, die sich aufbaut auf Furcht und Begier, auf Wirtschaft und Handel. Denn nicht minder schändlich ist vor den Augen der reinen Güte der Tausch von Gut um Gut als die Frohnde um Lohn und die Zucht der Geißel. Handel und Wirtschaft sind Eins im Grunde. Denn auch mit Arbeit wird geschachert wie mit der Arbeit Erzeugnissen und alles aus Not getan oder unterlassen.

Aber die reine Güte hat mit dergleichen nichts zu schaffen. Nichts weiß sie von Gebot und Gesetz, nichts von Furcht und Begier, nichts von Wirtschaft und Handel und Nutzen. Nicht zu drohen braucht man ihr und nicht sie zu locken, frei wirkt sie und gehorcht dabei nur sich selbst, ihres Wesens Triebe.

Ich spreche von der natürlichen Güte als von einer Naturkraft, die vor dem Staate war, die auch im Staate ist, aber nicht wegen des Staates, sondern trotz ihm. Siehe, so stark ist die echte Güte, daß sie selbst die beugende Gewalt des Staates überdauert, in ihm frei ist, der alles binden, alles bändigen möchte, alles seinen Gesetzen unterwerfen. Wie ein Wunder ist sie da und wirkt im Verborgenen, unkenntlich dem Geiste, aber dem Herzen offenbar.

Woran sollen wir sie erkennen? Daran, daß sie frei ist von jeder Art äußerlichen oder innerlichen Zwanges, daß sie gar keinen Begriff hat von Not, daß sie ohne Verstand ist. Denn dem Verstande eigentümlich ist Messen, Wägen, Zählen, Wählen, Verwerfen, Schwanken, Zaudern. Das sind innere Nöte. Sie aber ist ohne Not und lebt sich selbst in kindlich lachender Freiheit aus. Oder hat etwa die Sonne Verstand und das Wasser und die Luft und die Erde? Doch davon später.

Es wäre nicht ungefährlich, aber es wäre der einzige Weg zur allgemeinen Erkenntnis der wahren Güte: man müßte alle Gesetze abschaffen und alle Gebote mit ihrem Zwang. Wer dann noch gut wäre, der wäre es wirklich. Wer wagt das? Kein Machthaber. Und doch wäre es vielleicht nicht so gefährlich als man sich's vorstellt. Denn die Macht der reinen Güte ist viel größer als man glaubt, ja ich halte die Güte für stark genug, das Böse zu überwinden ohne Gebot und Gesetz. Ist etwa ein Gebot oder Verbot über der Natur? Ich meine eines, das nicht in ihr ist, sondern ihr auferlegt von einem Mächtigeren, dem sie sich unterwerfen muß? — Ich erkenne keines. Und doch überwiegt in ihr die Güte, sonst könnte kein Leben sein. Warum also sollte eine natürliche Gemeinschaft der Menschen ohne Gebot und Verbot mit Zwang undenkbar sein? Denn auch der Mensch ist Natur wie Sonne, Wind und Regen, die ihr Gesetz in sich haben als Trieb und nicht auf sich als Joch.

Eine solche natürliche Gemeinschaft wäre zwar nicht undenkbar, aber schwer denkbar. Wir müßten zuerst vom Verstande genesen und vom Zwange, von unserer bleischweren staatlichen Vergangenheit, ehe wir wieder werden könnten wie die Lilien auf dem Felde. Nur die

Dichter mögen solche Tage träumen: gedankenlose Tage voll freier Lebenstriebe, lächelnd Genießen des Lebens ohne Vergangenheit und Zukunft, in Reinheit und Unschuld des Herzens, das keine Sünde kennt. Denn die Sünde ist aus Gebot und Verbot entstanden. Als der reine Trieb getrübt, der starke gebrochen, der freie gebändigt wurde, um des Staates, das heißt um des Nutzens willen, da entstand das Schlechte. Denn also ist des Menschen Natur beschaffen, daß sie in Zwang und Not verdirbt. Nun haben wir die Sünde durch erzwungene Gemeinschaft.

Es würde viel zerstört, wenn die Menschheit entbunden würde. Aber ich glaube, daß mehr Falsches als Echtes dabei zugrunde ginge. Falsche Güte stünde auf einmal bloß da. Denn wo nichts mehr lockte und nichts mehr drohte, ließe sie die Larve fallen und wiese ihre Fratze. Mit ihrer Larve fiele alles, was nicht gut ist, sondern nur gut scheint, was nur durch Zwang besteht, und wir hätten seinen Untergang nicht zu beklagen. Echte Güte aber bliebe sich selbst gleich, denn sie allein empfindet den Zwang nicht, weil sie den Trieb in sich hat, der stärker ist als jeglicher Zwang.

Echte Güte hat für Gebot und Verbot keinen Begriff. Wie sollte sie denn, da sie das Gebotene unbewußt und stillschweigend in sich hat und darnach handelt und das Verbotene gleich triebhaft unterläßt? — Du sollst gut sein, das heißt der Güte: Du sollst sein. Aber das hat keinen Sinn für etwas, das ist. Und für etwas, das nicht ist, erst recht nicht. Denn zu einem Schlechten sagen: Sei gut, ist so albern wie zu einem Wolfe sagen: Sei ein Lamm. Es sind eben zwei verschiedene Naturen. Es muß also der Zwang hinzukommen, der die Natur verkehrt, der die Lüge an die Stelle der Wahrheit setzt durch Drohen und Locken, die Lüge in ihren vielerlei Gestalten.

Wo der Trieb zum Guten wohl da ist, aber nicht stark genug, um das Gute durch sich selbst zu erreichen, da entartet er zum Schlechten durch den Zwang, der ihn verständig fördernd verdirbt. Denn was immer vom Verstande einfließt in den Trieb der Natur verfälscht den Trieb. Solange der Verstand den Trieb noch nicht

ganz durchdrungen hat, ist das Schlechte noch nicht, aber es ist vollendet, sobald der Verstand den Trieb aufgesogen und in sich selbst verwandelt hat, sobald der Trieb der Natur zum Triebe des Verstandes geworden ist. Denn dann scheut der Verstand den Zwang nicht mehr, den er sich selber auferlegt hat und durchbricht ihn und — verbricht mit der Kraft des in Verstand verkehrten Triebes der Natur. Darum sage ich, daß der Zwang der Gesetze die Verbrechen nicht verhindert, sondern erzeugt. Was sie verhindert ist der freie Trieb der Natur.

Ich habe gesprochen vom wirklich Guten, das da geboten, vom wirklich Schlechten, das da verboten wird. Denn wo das Gebotene schlecht und das Verbotene gut ist, da bricht wahre Güte Gebot und Verbot und wird zum Opfer des Zwanges, wächst aus dem Staate empor in den Bereich des verhängnisvollen Zufalls, aus dem Untermenschlichen ins Übermenschliche, in die Freiheit des unmittelbar wirkenden Gottes. Mit Recht nenne ich also Lieblinge Gottes alle, die für die Freiheit des Geistes und Herzens den Tod erleiden durch das Gesetz, die da dem Zwange widerstehen ohne List und Gewalt, nur durch die Standhaftigkeit reiner Menschennatur, die da gebrochen werden, ohne gebrochen zu haben.

Man sollte einmal versuchen, das Gute und das Böse sich frei wider einander auswirken zu lassen. Der Ausgang wäre entscheidend für das Schicksal der Menschheit. Gelänge es dem Guten nicht, das Böse durch sich selbst zu überwinden, dann wäre die Menschheit reif für den Untergang. Denn dann wäre es offenbar, daß das Gute nur mit Hilfe des Zwanges, also des Bösen bestehen kann. Dann gliche die Menschheit einem Vergifteten, der mit Gegengift am Leben erhalten wird und stürbe, wenn er seiner Natur überlassen bliebe. Wäre es nicht besser, wenn man einen solchen Kranken sterben ließe? Ist denn der reine Tod nicht besser als ein doppelt vergiftetes Leben? Dann hätten alle Recht — und Unrecht, die in der Freiheit kein Gut, sondern ein Übel erblicken: Recht, weil dann Gesetzlosigkeit der Menschheit Ende wäre, Unrecht, weil Tod durch Freiheit besser ist als Siechtum am Gesetze. Überwände aber das

Gute das Schlechte durch bloße Güte, dann wäre es offenbar, daß die Menschen der Freiheit nicht nur im Geiste, sondern in der Tat würdig sind. Dann erst wäre es eine Lust zu leben, dann erst gäbe es keinen Winkel mehr, wo die Lüge unterschlüpfen könnte.

Aber ich fürchte fast, daß es für einen solchen Versuch schon zu spät wäre. Die Menschheit ist in der Zwangsjacke des Staates, die seit Jahrtausenden ihren edeln, nackten Naturleib vergewaltigt, verwachsen und verkrüppelt. Dieser sieche Leib käme zum Vorschein, wenn man sie jetzt entblößte, und nicht ohne Abscheu möchte man sie ansehn. Denn was den Staat macht im Geiste: Herrschaft auf der einen, Knechtschaft auf der andern Seite und zwischen beiden der Schacher in der Wirtschaft und auf dem Markte, das fraß sich — o wie tief! — in unser Fleisch und Blut und Mark, krebste sich von außen nach innen fort, und hat sogar der deutschen Sprache sein Metzenmal aufgedrückt. Oder ist es etwa unerhört, daß wir Blicke und Küsse tauschen, unser Wort verpfänden oder in die Wagschale werfen, mit den Umständen rechnen und die Tragweite unserer Handlungen ermessen? Ach, selbst die edle Sprache der Dichter ist nicht mehr frei vom Brandmal des Verstandes: erst vor kurzem hat eine Dichterin bekannt, daß sie auf dem Seelenmarkte Locken tausche, wie das auf dem Rialto mit Warenballen geschieht!

Es müßte ein Mächtiger kommen und uns die Vergangenheit von der Seele nehmen, unser Gedächtnis zerstören, unsere Geschichte. Fürchterliches Wort: Geschichte! Es stinkt nach Schlachtfeldern und Richtstätten, nach noch glimmenden Scheiterhaufen, nach Kerkern voller Folterwerkzeuge. Wie ein Alp legt sich dieses Ungeheuer Geschichte auf die Herzen der Jugend und belädt ihre Geister mit den grauenhaften Malen der Vergangenheit. Immer und immer wieder werden wir daran erinnert, wie wir geworden sind und daß unsere Gegenwart das Erzeugnis unserer Vergangenheit ist.

Siehe die zwiefache Wurzel allen Übels: Gewalt und List; List, die erhält, was Gewalt gegründet hat. Was wirklich schlecht ist und nicht nur schlecht scheint, stammt von den beiden Teufelinnen ab. Denn so eng sind sie einander verbunden, daß sie ihr Blut

vermischen in jeder schlechten Tat. Und der Verstand ist der Vermittler zwischen beiden, der da schlau abwägend und erklügelnd den Vertrag schließt zwischen List und Gewalt, der sie ermächtigt zu allen Geschäften, die einbringen und abwerfen. So ward der Markt gegründet unter dem Roland mit Schild und Speer, die ruchlose Werkstatt der Zählenden, Wägenden und Messenden, wo das starke, reine Licht der heiligen Sonne gebrochen und vergiftet wird zum schlauen Geblinzel gewinngieriger Augen. Alles, alles ist ihnen dort feil um schmutziges Geld, um kaltes, gleißendes Metall, kalt und gleißend wie die giftigen Augen der Händler. Und der Roland mit dem steinernen Herzen und den kalten, harten, gleißenden Waffen aus Metall beschützt die Knechte Mammons: Gewalt die List.

Siehe da: List und Gewalt, die beiden Grundübel, die mannigfach vermischt die Grundlage und den Nährboden erzwungener Menschengemeinschaft bilden. Können aus solchem Boden gesunde Kräfte gesogen werden, kann wirklich gut sein, was auf solchem Boden gedeiht? Es ist verfälscht durch seine Nahrung: gut für den Überwältiger und den Überlister, schlecht für den Überwältigten und den Überlisteten. Überall und in jedem Staate ist ein Riß und eine Kluft zwischen solchen, die leiden und solchen, die genießen. Nur die Formen der Herrschaft und der Knechtschaft wechseln, das Wesen der beiden Mächte bleibt dasselbe immer und überall. Wirfst du mir ein, daß diese Formen milder würden? Darauf erwidere ich, daß dies ein Trug ist. Ehemals waltete Gewalt vor List, jetzt geht List der Gewalt voran. Nur die Mischung hat sich verändert. Die Leibeigenschaft ist aufgehoben, niemand kann mehr eines anderen Fleisch kaufen oder verkaufen, aber die Kraft deiner Arme oder deines Gehirns mußt du verkaufen, wenn du leben willst, du hättest denn Geld genug, um dir selber Kraft zu kaufen. Ist es also wirklich besser geworden? Mit nichten. Denn du bist nicht mehr wert im Staate als du Kraft oder Geld hast nach wie vor. Was also tun, die wohl Kraft haben, aber kein Geld? Sie schachern mit Kraft, mit Arbeit. Ist das gut? Nützlich, aber nicht gut. Denn nicht minder schlecht ist der Schacher mit Kraft vor den Augen der reinen

Güte, denn der Schacher mit Gut. Was immer erschachert wird verhilft dem Gelde zur Macht, dem Kuppler. Ich aber rufe Wehe über alle, die ihre Nacken unter das Joch dieses Kupplers beugen. Denn seine Herrschaft, die Herrschaft des Metall gewordenen Verstandes, ist noch weit schmählicher als die Herrschaft der nackten List oder der bloßen Gewalt.

Nur die Formen des Übels wechseln, sein Wesen bleibt dasselbe. Darum ist Gerechtigkeit im Staate ein Vergleichen und Vertragen, ein Fordern und Gewähren, ein Feilschen und Markten. Stärker wird der Knecht, wenn der Herr erlahmt, Schlauheit bietet Schlauheit die Stirn, nirgend ist Güte und reine Menschlichkeit im Staate durch den Staat. Denn sie haben es mit der Schlangenmütter Milch eingesogen, das fressende Gift, und sie haben keine Arzneien dawider als wieder Gift und dasselbe: List muß überlistet, Gewalt überwältiget werden. Und zwischen List und Gewalt brütet das Mißtrauen, schleicht der Verrat, die Tücke, die Schadenfreude. Brandig ist der Krieg, faul der Friede, überall, wohin du blickst, Verderbnis, offenbare oder heimliche Wunden und Geschwüre.

Es kann also nicht geleugnet werden, daß die erzwungene und durch Zwang erhaltene Gemeinschaft der Menschen, daß der Staat ein Übel ist, weil er an den beiden Grundübeln krankt, außer denen nichts Schlechtes, keine Sünde ist. Ich frage nun: Ist er ein unbedingt notwendiges Übel? Ich halte ihn nicht für ein solches, weil ich an die Übermacht der reinen Güte im Menschen glaube, an die Menschlichkeit. Ich glaube, daß das Schlechte nicht ursprünglich im Menschen war, sondern erst im Staate entstanden ist, daß der Staat das Schlechte im Menschen erzeugt und gezüchtet hat. Es war das notwendig, denn wenn es anders hätte kommen können, so wäre es so nicht gekommen. Alles was ist, hat seinen Grund in sich selbst, das heißt: zutiefst in Gott. Vielleicht — denn daran gibt es nur ein Glauben und kein Wissen davon — soll sich das Schlechte im Staate auswirken wie eine Seuche, die in Jahrtausenden sich selbst verzehrt und erlischt. Vielleicht ist der Staat eine Art Schule, aus der die Menschheit einmal als reif für das

Leben der Menschlichkeit entlassen werden, das heißt sich selbst entlassen soll. Denn auch die Schule ist eine Art Staates im Staate mit Machthabern und Machtlosen, mit Peitsche und Lockbissen.

Wie dem auch sei, ich verwerfe Gewalt wider Gewalt. Denn Gewalt ist ein Übel und kann nur wieder Übel zeitigen, Übel gleicher Art. Entweder wird der Staat von selber abfallen vom Leibe der Menschheit oder er wird sie bis an ihr Ende umzwängen. Uns bleibt nichts anders übrig, als zu leiden und zu hoffen auf Erlösung vom Staate zum reinen, freien Menschentum.

Die Menschheit kann ihre Vergangenheit nicht vergessen, aber der Mensch kann's. Er kann wenigstens sein inneres Leben vom Zwange befreien, der sein äußeres beherrscht. Er kann's und er soll es. Denn unwürdig des Namens Mensch ist, wer seinen Geist knechten läßt vom Geiste eines andern und sein Herz von Furcht oder Begier.

Ihr aber, die ihr das Gute erzählet, erwäget und ermesset, lasset die natürlich Guten gut sein auf ihre Art und versuchet nicht, ihnen eure sittliche aufzuzüchtigen. Diese behaltet für euch, die ihr nur gut sein könnt vor der Peitsche und dem Lockbissen. O wie gerne täten sie das Schlechte, wie gelüstet sie's darnach! Aber die Strafe: der Verlust des Vermögens, der Kerker, der Galgen! Also besser, seine Lust bezähmen und gut sein — aus Feigheit. — Wie mühselig ist das Gute, wie viel Arbeit kostet es doch! Aber der Lohn: Vermögen, Ehre, Genüsse aller Art! Also besser, seine Unlust überwinden und gut sein — aus Gier. Ist das aber noch gut? Gewiß nicht. Denn das herausgelockte Gute ist seinen Köder, das erdrohte die Fuchtel wert. Und wer da Gut um Gut tauscht etwa mit dem, den er Freund zu nennen nicht errötet, der schachert mit dem Freunde und das Gute, das einer dem andern erweist, ist nicht mehr wert als Dirnenliebe um Dirnensold.

Aber wahre Güte fragt nicht warum? und wozu? Sie ist gut, weil sie nicht anders sein kann, wie der Wind wehen, die Sonne scheinen, der Regen fallen muß. Dieses ist das Kennzeichen echter Güte: Menschlichkeit, die sich selbst in andern erblickt und denkt und fühlt

und das ohne Zwang, ganz natürlich. Ist sie darum entlicht? Mit nichten. Aber sie fühlt ihr Ich in jedem wie ihr eigenes, ohne darum ihr eigenes zu verlieren. — Kein Guter überwältigt oder überlistet, denn andern Gewalt antun, andere betrügen wäre ihm sich selbst vergewaltigen, sich selbst betrügen. Ihm ist Menschlichkeit Natur und es ist ihm unmöglich dem Menschen zu schaden, weil er selber der Mensch ist, nicht Kunz oder Heinz oder Jakob, sondern der Mensch. Ist er darum zu loben? Gewiß nicht. Denn wer lobte die Welle, weil sie nicht bergauf fließt? Wer wirklich und ganz gut ist, hat keinen Begriff für Lohn und Lob und Dank, ja nicht einmal für das Gute selbst, weil es ihm Lebenstrieb ist.

Fragt etwa der Regen nach Befruchtung? Gleich reichlich fällt er auf fette Schollen wie auf öden Felsengrund. Treibt der Wind die Schiffe der Heimat zu? Er bliese, auch wenn kein Schiff da wäre. Nicht anders ist die Güte. Sie waltet auch in der Einsamkeit. Daß sie in der Gemeinschaft offenbar wird, ist Zufall. Sie sucht die Gemeinschaft nicht, wie auch der Regen die Scholle nicht sucht und der Wind das Segel.

Kommt die Güte von Gott? Wie der befruchtende Regen von Gott kommt und der erleuchtende, erwärmende Sonnenschein. Nicht als Güte kommt sie von Gott, der über alles Natürliche erhaben ist, sondern als Zufall. Sie ist ein glücklicher Zufall wie der Anblick des sonnenfunkelnden Meeres, wie das Lächeln eines schönen Weibes, die Geburt eines lieblichen Kindes. Sie ist ein Ereignis wie tausend andere. Man erlebt es und freut sich. Das ist alles. Und wenn man sie irgendwo vermißt, so kränkt man sich. Aber heimlich lächelt man, wie man innerlich lächeln kann bei Erdbeben und Seuchen, Mord, Treubruch, Verrat, wenn man wissend ist: Zufall.

Denn wer den Zufall erkannt hat in der Tiefe des Lebens, der hat die Gemütsruhe der Stoiker auf dem Wege Epikurs erreicht. Ist das bedauerlich? Ich glaube nicht. Denn auf das Ziel kommt es an, nicht auf den Weg.

Lust / von Carl Dallago.

I

Urgefühl in meiner Menschenbrust,
sag mir, wirst du dir noch je bewußt
in Klarheit, was dein Wille sich zutiefst ersehnt —
was meine Seele schmerzt und mir die Glieder dehnt? —

Du bist das Dunkel und zugleich das Licht,
vor dem das Herz erschauert und zusammenschrickt
und selig geht dabei und schwer an sich sich schmiegt
und niedersinkt und flammt und betend liegt,
dann sich zu Füßen deiner Allmacht legt
ganz ruhig und sich nur mehr deinem Tun bewegt.
Wie bist du tief und etwas, dran das Wort verstummt
und bist so wunderlich und immer gehst du dicht vermummt,
so greifbar du auch bist in jedem Tropfen Blut,
in Mark, Nerv, Atem und wo sonst noch Leben läuft und ruht.

Du bist das Große, dem das Kind entgegenreift,
das einem Sturme gleich in jedes Wachstum greift, —
das Reifende befällt wie wild bewegt Gewog
ein Schifflein, das bis jetzt nur Wellenfrieden sog.
Ich fühlte dich von jeher. — O du warst in mir
schon von der Stunde an, da ich in mir mich sah —
mich fühlte, noch nicht sehend, was mit mir geschah
von außen her, — und immer unterlag ich dir!
Und immer unterlag ich mir, denn Du bist Ich:
Ich grub und grub nach dir und so ergrub ich mich.

Ganz still ists jetzt in mir von Dingen rings der Welt;
ihr Lärm ist tot für mich, nach ihr frägt nun nichts mehr
in mir. Nun bin ichs selbst, der in mein Leben fällt.
Die Dinge stehn in mir und wachsen zu mir her,
ich werde immer mehr und trage mich hinaus
und nehm mich in der Landschaft wie gewachsen aus.

Erst so erkenn ich dieses Sein: — wie reich — wie groß
es ist, wie weit und licht, wie unentdeckt sein Schoß,
der über alle Jenseits Wohnung legt und Dach
und Gott und Götter ewig offen läßt und wach.

Ein Ton ist mein Gefühl — ein einziger großer Ton,
den warteten die andren Töne wohl von jeher schon.
Es mag der Urton sein in meiner Menschenbrust;
erst meine reife Mannheit ward sich deß' bewußt —
wie seiner mächtigen Art: des Wehs, der eingedämmten Schrei'
nach Lust, des Willens, sich zu leben voll und frei.

Ein Sinnen hält mich still.
Nachhorchend fühl ich: reg sich rühren meines Leibs Gefild,
zugleich erscheint mir eines andren Leibes Bild,
mir deutend warm: daß sich zu leben mehr als sich nur will.
Und knieend lausch ich, knieend die Empfindung mich umfängt:
daß sich mein Menschtum in ein anderes drängt,
das meine Art mir selbst erst völlig offenbart, —
verhaltner Lustdrang in mir der Erfüllung harrt.
Und schwer und drangvoll schreit es in mir auf: Weib — Weib!
Ich fühle: das Geschlecht leibeignet meinen Leib, —
leibeignet mich, mein Denken, Fühlen, prägt mein Tun,
schleicht sich in meine Träume und erfüllt mein Ruhn. — —

Es war am ersten Menschen wohl der erste Hang,
der heiß sich selbst bestürmte — heiß sich selbst umschlang,
bis aus der eigenen Glut heraus das Weib sich wob
und sich zur Menschvollendung ihm entgegenhob
mit hohem Schoß, verankert tief in Mannesluſt, —
mit Brüsten, die sich betten an des Mannes Brust,
der so erst als ein Mensch sich selber ganz empfing, —
als ein Bekenntnis zu sich, als ein glühend Ding,
als schöpferisch Gefüg, das in die Schöpfung trägt
sich selbst und sich verschenkend seinen Samen legt.

Bewegt geh ich so nach der Urahnenspur,
mich tief bekennend noch zur Urahn-Natur.
Und immer mehr, vermächtnisfroh, wird mir bewußt:
Ihr Sprößling nur bin ich — zu Anfang war die Lust.

Der Überlebende / von Otto Alscher.

Nachts am Ufer eines Stromes. Im Hintergrunde das Wasser, rechts Büsche und verknorrte Weiden. Unter dem Ufer gurgelt es eintönig, dann wieder grollt weit draußen ein Wirbel auf. Über allem aber liegt die Nacht.

Der Herr und der Zerlumpte kommen von links. Sie gehen nebeneinander, wobei der Zerlumpte den Herrn mit abgezogenem Hute anbettelt. Plötzlich aber stürzt er sich auf ihn und versucht ihn niederzureißen.

Der Herr verteidigt sich, erst wortlos und keuchend, dann gerät er in jähe Aufregung und sucht die Hand des andern zu fassen. Er schreit ihn an, will sich loswinden, taumelt aber mit einem Schrei zurück und tastet sich einer Weide zu, an die er sich stöhnend lehnt. Er hat einen Messerstich erhalten.

Der Zerlumpte steht zum Sprung gebeugt, nach dem andern spähend. Nach einer Weile macht er einen Schritt nach vorne, bleibt aber wieder stehen. Da tönt matt die Stimme des Verwundeten: „Warum hast du das getan?"

Der Zerlumpte (richtet sich rasch auf, eilt zwei Schritte nach rechts, unruhig wieder zurück und sagt hart). Weil ich dein Geld haben will.

Der Herr (nach einer Weile schweren Atmens). Was hat dir aber mein Leben getan?

Der Zerlumpte. Du hättest mir freiwillig doch nicht dein Geld gegeben.

Der Herr. Was willst du damit machen?

Der Zerlumpte. Leben wie du.

Der Herr. Mit meinem Blut? — —

Der Zerlumpte. Was Blut — — es ist nicht das erste, welches ich sehe ... Ihr habt ja auch alle blutige Hände.

Der Herr. Meine Hände sind rein.

Der Zerlumpte. Woher hast du dein Geld?

Der Herr. Ich hab es mir verdient. Mein halbes Leben gab ich dafür und viel Mühe, viel Arbeit.

Der Zerlumpte. Doch du nahmst es jemand ab.

Der Herr. Die mir ihr Geld geben, denen gebe ich meiner Hände Arbeit dafür.

Der Zerlumpte. So viel Arbeit und Mühe als sie brauchten, um es zu erwerben?

Der Herr (zögert etwas). Vielleicht nicht so viel — — —

Der Zerlumpte. Siehst du, es war doch nicht so ehrlich verdient.

Der Herr. (will etwas sagen, stöhnt schwer, gleitet tiefer, sodaß er mit dem Rücken an den Stamm gelehnt zu sitzen kommt. Kein Laut in der Nacht, nur das mühsame Keuchen des Verwundeten).

Der Zerlumpte (starrt wieder vorgebeugt den andern an. Wie ihm die Stille zu lange dauert, kommt er vorsichtig näher. Da stöhnt der Herr tief auf; er schrickt zurück).

Der Herr. Mein Blut, mein Blut!

Der Zerlumpte (wegwerfend). Du mußt an Blut auf einmal geben, was die anderen in langen Jahren dir gegeben. Sei zufrieden!

Der Herr. Es ist wenig, um das du mir das Leben nimmst.

Der Zerlumpte. Kann ich etwas dafür, wenn du in deinem Leben nicht mehr zusammengebracht?

Der Herr. Wenn ich dir alles geben sollte, was mich mein Leben gekostet ....

Der Zerlumpte. Die Mühe wohl auch? — —

Der Herr. Wie kommst du aber dazu, mir so leicht, so mühelos alles nehmen zu wollen?

Der Zerlumpte (auffahrend). Mühelos? ... Es ist schwerer, ein Mörder zu werden als ein Reicher. Das erträgst du nicht, was ich ertrug, um zu werden, was ich bin.

Der Herr. Und der Lohn dafür?

Der Zerlumpte. Was war der Lohn für deine Arbeit?

Der Herr. Ich konnte leben, wie ich es wünsche.

Der Zerlumpte. Und ich lebe auch nach meinem Willen.

Der Herr. Ist es dein Wille, andere zu töten, oder ist es Not?

Der Zerlumpte. Mein Wille ist es. Die Not allein verlangt, nicht den Mord, etwas Größeres zwingt dazu: der Mensch in mir, der Haß.

Der Herr. Was hab ich dir getan, daß du mich hassest?

Der Zerlumpte. Weil du ein Mensch bist.

Der Herr. Wenn du die Menschen hassest — du bist auch ein Mensch.

Der Zerlumpte. Eben weil ich auch einer bin, darum haße ich alle.

Der Herr. Du hassest dich ... Darum tötest du. — Aber warum raubst du auch? (Er zuckt plötzlich zusammen und krümmt sich in Schmerzen).

Der Zerlumpte (schaut unruhig erwartend auf den Herrn, greift wieder nach seinem Messer im Gurt, läßt aber davon ab).

Der Herr (mit matt gewordener Stimme). Warum beraubst du die, welche du tötest?

Der Zerlumpte. Weil Raub ein guter Grund zum Mord ist.

Der Herr. Und das Gemeine dabei? ...

Der Zerlumpte. Um Geld etwas tun ist nie edel ... aber man will auch leben.

Der Herr. Doch wie blutig lebst du.

Der Zerlumpte (reckt sich wild). Ich will so leben! Lebt von euch einer anders? — Schweiß oder Blut klebt an jedem Geld, Geld schon ist Schweiß oder Blut. Wenn ihr nach Geld greift, greift ihr nach Blut, das wissen alle, tun alle, aber keiner empört sich dagegen. Mordet aber einer um des Geldes halber, so rächt er das Blut, das alle in Händen haben .... Ich hasse das Geld, ich hasse eure blutigen Hände. Ich räche Blut mit Blut. Ihr aber verachtet mich, weil ich nach dem Blut in euren Händen sehe, weil ich es euch entreiße. Ihr wollt nicht begreifen, daß mich eure blutigen Hände zum Mörder gemacht. Und alle, die ich töte, sind nichts als die Sühne für das Blut in der Menschen Hände.

Der Herr. Bedauerst du den nicht, den du getötet? ... Auch mich nicht?

Der Zerlumpte. Bedauern? ... Dich kleines Sühnopfer eines großen Leides. Ich freue mich über deinen Tod ... Aber das bedauere ich, daß ich zum Henker werden mußte — zum Henker Verachteter.

Der Herr. Ich bin ein Mensch — mehr nicht. Und was ich tat war menschlich, mußt du mit Menschenaugen ansehen.

Der Zerlumpte. Darum seid ihr so klein und zu verachten, weil ihr in euch immer nur den höheren Menschen, das höhere Lebewesen seht. Ach, ich möchte einen finden, der sich genug damit ist, nur Mensch zu sein. (Nach einer Weile). Stirb doch, nur ein Mensch stirbt!

Der Herr. Und gar nicht, gar nicht bedauerst du mein Sterben?

Der Zerlumpte. Nur ein Mensch stirbt, stirb doch!

(Pause).

Der Herr (atmet schwerer, zeitweise schüttelt es ihn fiebernd. Ihm gegenüber hockt der Zerlumpte, in die Nacht, auf den Strom starrend. Dann scheint der Herr ohnmächtig geworden, der Zerlumpte aber dehnt sich, sinkt wieder in sich zusammen und schaut in die Nacht).

Der Herr (ist wieder bei Bewußtsein und sagt leise, wie um jede schmerzverursachende Erschütterung zu vermeiden). Es dauert lange, nicht wahr.

Der Zerlumpte (rasch). Ja, es dauert lange.

Der Herr. Schwer stirbt ein Mensch.

Der Zerlumpte. Was ist ein schweres Sterben gegen ein schweres Leben.

Der Herr. Wie wirst du einst sterben?

Der Zerlumpte. Leicht, glaub mir das. Die Fürchterlichkeit meines Lebens kann mir mein Tod nicht mehr bringen. Aber ich will mein Leben, ich will die Rache.

Derr Herr. Auch an dir wird einst die Rache in Erfüllung gehen, denn auch eine Tat der Rache bleibt nicht ohne Sühnung.

Der Zerlumpte. Ich fürchte keine Rache, denn wer kann meinen Tod schrecklicher machen, als mein Leben war. Menschen nicht; über diese herrscht meine Faust, herrsche ich als Sühner.

Der Herr. Du liebst dich als Sühner, du siehst darin eine Sendung.

Der Zerlumpte. Ja, eine Sendung, die Blut durch Blut zu stillen hat. (Sich wieder reckend). Daß ich damit offen auftreten könnte, vor alle hin, von allen gefürchtet. Das ist mein Wunsch: eine Fürchterlichkeit für alle Menschen zu bedeuten, vor der es keinen Schutz gibt. Kalt und gleichmütig würde ich dann ihre Reihen lichten, bis, durch eine große Angst klein geworden, ihr ganzes Geschlecht kriechen lernte. All ihr Wollen möchte ich vernichten.

Der Herr. Du hassest damit eine Kultur, die mit viel Leid, mit viel Begeisterung geschaffen, in der die Stillung einer großen Sehnsucht liegt, die ein Himmelreich der Menschheit geworden.

Der Zerlumpte. Ein Himmelreich?! In diesem Himmelreich herrscht als Gottheit die Erbärmlichkeit, herrscht der Ekel der Menheit vor dem Menschen. Die Begeisterung, mit der sie diese Kultur geschaffen haben, war blutige Selbstsucht, das Vernichtenwollen des Nebenmenschen. Und auf diese Kultur sollte ich Rücksicht nehmen? . . . Daß ich Menschen zu töten imstande bin, aber ihre Kultur nicht vernichten kann, frißt an mir. (In einer Weile, während der andere stumm bleibt). Stirb doch, — ich hasse dich.

Der Herr (krümmt sich, preßt die Hand auf die Wunde, starrt den Zerlumpten unter Schmerzen an und spricht): Was wirst du mit meinem Gelde tun?

Der Zerlumpte. Leben!

Der Herr. Wie ich gelebt?

Der Zerlumpte. Ausschweifender.

Der Herr. Du schändest damit deine Sendung.

Der Zerlumpte. Wenn ich kein Geld mehr habe, will ich wieder an sie denken.

Der Herr. Du hassest die Menschen, weil du ihr Geld verachtest . . . du bettelst aber um ihr Geld. Du beneidest sie . . .

Der Zarlumpte. Ich bettle nicht, ich beneide nicht. Dadurch, daß ich ihr Geld mißbrauche, zeige ich, wie sehr ich sie verachte.

Der Herr. Doch du erniedrigst dich.

Der Zerlumpte. Ich verachte auch mich.

Der Herr. Warum vernichtest du dich dann nicht?

Der Zerlumpte. Weil dann mein Haß ohne Rache bliebe.

Der Herr. Die Rache an dir vergißt du.

Der Zerlumpte. Meine Sühne habe ich gefunden.

Der Herr. Du lebst doch noch.

Der Zerlumpte. In meinem Leben liegt meine Sühne.

Der Herr. Du suchst doch zu leben wie die, welche du verachtest.

Der Zerlumpte. Ich lebe nicht ihnen gleich.

Der Herr. Du bettelst aber doch um ihr Geld, mit dem sie sich ihr Leben ausgestalten.

Der Zerlumpte. Ich verachte mich viel zu sehr, um mich noch um mein Leben zu bekümmern.

Der Herr. Die Menschen verachtest du — für dein Leben aber hast du kein Ziel?

Der Zerlumpte. Frage nicht so viel, gib mir das, was ich dir abnehmen will und laß mich gehen. Wenn ich einst sterbe oder getötet werde, so werde ich mein Ziel kennen lernen.

Der Herr. Du schleppst dich fort, ein Bettler vor dem Leben, um dich an dem Tod vorbei zu schleichen, dem Tod, den du für andere als Versöhnung hast.

Der Zerlumpte. Mir wird die Versöhnung nicht versagt bleiben.

Der Herr. Du sollst die Versöhnung suchen. Erst wenn du sie gefunden, ist deine Rache vollendet. Sonst stirbst du, zu früh deiner Rache, zu spät deinem Tode.

Der Zerlumpte (groß staunend). Nur meine Versöhnung mit dem Leben kann meine Rache vollenden?

Der Herr. Nur sie.

Der Zerlumpte (noch immer staunend). Gib mir die Hand, daß ich dir danke. Du hast mir mit diesen Worten einen großen Weg gewiesen.

Der Herr. Wenn du deine Versöhnung gefunden, dann will ich gerne sterben.

Der Zerlumpte. Dann willst du gerne sterben?

Der Herr. Dann will ich für einen Menschen gestorben sein, der mir größer erscheint, als ich war ... Und doch, du tötest Menschen, die du kleiner glaubst als du es bist ...

Der Zerlumpte (schweigt betroffen. Dann, sich dem Verwundeten nähernd). Höre, ist die Wunde tief?

Der Herr. Ja.

Der Zerlumpte (ganz nahe sich vor dem Herrn niederkauernd). Bitte, laß mich die Wunde sehen.

Der Herr. Wozu, ich werde mich bald verblutet haben.

Der Zerlumpte. Bitte, laß mich die Wunde verbinden.

Der Herr. Weshalb willst du das tun?

Der Zerlumpte. Ich — ich will dir die Wunde heilen.

Der Herr. Warum willst du mich nicht sterben lassen?

Der Zerlumpte (erregt). Ich will, daß du lebst, weil ich durch dich meine Versöhnung zu finden hoffe ... Bitte, laß mich deine Wunde heilen.

Der Herr. Es ist zu spät, mein Wunsch ist: sterben.

Der Zerlumpte. Du sollst nicht sterben, hörst du, du sollst leben, weil ich sonst nicht meine Versöhnung finden kann.

Der Herr. Ich will sterben, ich bin meines Lebens müde geworden.

Der Zerlumpte. Du sollst nicht sterben, du mußt dich mit deinem Leben aussöhnen. Soll ich mit Wasser deine Wunde kühlen? (Er wendet sich zum Ufer).

Der Herr (wie der Zerlumpte mit Wasser im Hute zu ihm zurückkehrt). Laß mich erst trinken. — So, und jetzt kühle mir die Wunde.

Der Zerlumpte (alles tuend). Du wirst sehn, die Wunde heilt.

Der Herr. Jetzt laß mich ein wenig ruhen.

Der Zerlumpte (kauert sich neben dem Herrn nieder, ihn fürsorglich betrachtend).

Pause.

Der Zerlumpte (nach einiger Zeit sich unruhig gegen den Schlafenden neigend). Hörst du, du wirst doch nicht sterben?

Der Herr (die Augen öffnend). Nun fühle ich fast keine Schmerzen mehr.

Der Zerlumpte. Du wirst gesunden, wirst dein Leben neu beginnen und froher leben. Ich will immer um dich sein, dich vor allem zu bewahren. Aber du mußt mich lehren, meine Versöhnung zu finden. Den Menschen in mir, der mich zur Rache getrieben hat, den will ich vergessen, will an dich glauben, vielleicht auch an mich.

Der Herr. Und wenn du das nicht kannst?

Der Zerlumpte. Dann will ich wieder ... nein, ich will doch an mich glauben.

Der Herr. Was willst du von dir glauben?

Der Zerlumpte. Daß ich das Gute will.

Der Herr. Das Gute ist schwer zu erkennen.

Der Zerlumpte. Du sollst es mir sagen.

Der Herr. Nur aus sich selbst kann man es erkennen.

Der Zerlumpte. Ich werde es aber nicht erkennen, ohne daß es mir jemand weist.

Der Herr. Versöhne dich mit dir selbst, mit den Menschen.

Der Zerlumpte. Mit mir selbst versöhnen, das geht, aber mit den Menschen — hier kann ich nur hassen.

Der Herr. Töte wieder!

Der Zerlumpte. Meinst du?

Der Herr (immer schwerer sprechend). Dein Glaube liegt darin.

Der Zerlumpte. Töten ist so zwecklos, wenn ich nicht auch verachten kann. Auch mich selbst verachten ...

Der Herr. Du willst wieder rauben?

Der Zerlumpte. Ich muß; sonst kann ich nicht verachten, nicht töten.

Der Herr. Und immer nur dich schänden.

Der Zerlumpte. Ich finde keinen andern Weg.

Der Herr. Suche nicht den Menschen, suche das Tier mit deinem Leben.

Der Zerlumpte. Das Tier?

Der Herr. Suche ein Zeichen, daß du nicht so bist wie sie.

Der Zerlumpte. Ein Zeichen, daß ich nicht wie sie bin?

Der Herr. Ein Wollen, ein Zeichen.

Der Zerlumpte. Was für ein Zeichen?

Der Herr (ermattet plötzlich, läßt den Kopf sinken, dann fährt er jäh mit einem Schrei auf und starrt den andern wild an).

Der Zerlumpte. Was für ein Zeichen?

Der Herr (krümmt sich stöhnend vor Schmerz.)

Der Zerlumpte (faßt den Arm des Herrn; dringend). Was für ein Zeichen?

Der Herr (sinkt ganz in sich zusammen. Wie ihn aber der andere immer wieder dasselbe frägt, schaut er ihn verständnislos an)

Der Zerlumpte. Ich lasse dich nicht sterben, du mußt mir das Zeichen zeigen. (Er schüttelt wieder den Arm des Herrn). Das Zeichen!

Der Herr (faßt krampfhaft seine Wunde. Dann wischt er plötzlich dem Zerlumpten mit der Hand Blut in das Gesicht. Er hat sich dabei erhoben und zurücktaumelnd stürzt er in den Strom.)

Der Zerlumpte (hat sich weit über das Wasser geneigt und starrt hinein. Kein Laut kommt herauf, nur einmal ein leises Gurgeln. Mechanisch murmelt der Zerlumpte): Was für ein Zeichen? (Wie er sich dann seufzend über die Stirne fährt, fühlt er das Blut. Er wirft einen raschen Blick darauf, der sich zum wahnsinnigen Entsetzen steigert, schnellt auf, streckt weit die Hand von sich und stürzt schreiend in die Nacht hinaus).

Die Fremden / von Ludwig Seifert.

Wir kommen aus dem Land, das ihr verrufen nennt,
Wo blaustes Meer um goldne Schlösser schäumt,
Wo Blumen duften, wie ihr sie nicht träumt,
Und wo sich Schätze bergen, die man hier nicht kennt.

Die Nacht ist unser Tröster, unser Freund der Wind.
Wir dürfen unsres Volkes Kleid nicht tragen,
Wir dürfen unsrer Heimat Lied nicht sagen,
Weil wir aus unsrem — dem verrufnen Lande sind.

Wir sind die schweigenden und unerforschten Gäste
In eurem Saale. Und nur uns allein
Bezwingt nicht euer leichter Freuden-Wein,
Mit allzuhellem Auge schaun wir eure Feste.

Und selten, selten ist's, daß wir uns, Brüder, kennen
— Wir sind so wenige, ihr seid so viele —
Dann ist's, als ob ein Flammenregen fiele,
In dem wir jubelnd uns und unser Weh verbrennen.

Sämereien vom Gebirge her III / von Carl Dallago.

Dem Weiblichen, das ewig anzieht — aber nicht hinan, verleiht erst Weiblichkeit jenes ungeheuer Ergänzende, das die Seele zu sich zwingt und so die Sinnenlust zu seelischem Erlebnis gestaltet, so daß selbst die völlige Unterwerfung und Hingabe der weiblichen Leiblichkeit als ein Hinanziehen empfunden wird. Dieser Wunderrahmen der Weiblichkeit ist überaus leicht befleckbar, etwa wie der Schmelz eines Schmetterlingsflügels, der keine Berührung verträgt — keine Berührung von außen her. Was wäre aber für Weiblichkeit mehr und gröbere Berührung von außen her als die Eingriffe des Intellekts? Hier schau ich ein unmöglich Vereinbares: Höhere Hingabe und Frauenrechtlerin. Aber ist nicht auch Dichtung und Kunst höhere Hingabe? Und nur wo höhere Hingabe ist, gerät höhere Wirkung. Demnach wären Frauenrechtlerinnen unvermögend zu höherer Wirkung.

*

Nietzsche, der große Wissende um den Kern der Dinge, sagt einmal: „Wogegen ich kämpfe: daß eine Ausnahme-Art der Regel

den Krieg macht, — statt zu begreifen, daß die Fortexistenz der Regel die Voraussetzung für den Wert der Ausnahme ist. Zum Beispiel, die Frauenzimmer, welche, statt die Auszeichnung ihrer abnormen Bedürfnisse zu empfinden, die Stellung des Weibes überhaupt verrücken möchten". — Hier muß ich an alles Bedeutende denken in Tun, Wirken und Schaffen, von Frauenzimmern herrührend, die diese Ausnahmeprägung ersichtlich an sich tragen. Alle großen weiblichen Menschen scheinen eben auch das von Nietzsche Gesagte unausgesprochen in sich gehört und instinktiv befolgt zu haben. In diesem Sinne verweilt meine Verehrung vor großen Dichterinnen wie Annette von Droste und Selma Lagerlöf, wie auch vor den an Menschlichkeit und Weiblichkeit reichen Schriften einer Malvida von Meysenbug. Vor Frauenrechtlerinnen aber scheut mein ganzes Empfinden. Sie haben weder Ohr noch Sinn für das Auszeichnende eines Ausnahme-Empfindens oder hätten sie keine „abnormen" Bedürfnisse, was hier sagen will: keine höheren Bedürfnisse? —

*

Die Gesamtauffassung der „entwickelten" Frauenrechtlerin sehe ich um den Naturbegriff Weib hangen wie blinde Nacht um Landschaft und den Tag. Nun denke ich aber: die einzig würdige Aufgabe aller Kultur ist die Herausarbeitung des Begriffes Natur im allgemeinen wie der Naturbegriffe im besonderen: ja diese Herausarbeitung im Sinne einer Klärung, Erhebung und Vertiefung macht erst den eigentlichen Sinn, — die Tauglichkeit einer Kultur aus. Und es ist immer ein Wahn mit einem völligen Versagen vor einem Naturbegriff noch zu glauben, an einer Kulturschöpfung mithelfen zu können. Es ist auch von der Frauenrechtlerin ein Wahn, zu glauben, mit ihrem Tun etwas zu fördern, das die Bezeichnung Kultur verdient.

*

Der weibliche Instinkt des bedeutenden Menschen in Ellen Key scheint jenes große Natürliche zu diktieren, das das Wertvolle in ihren Schriften ausmacht und das eine ängstlich geordnete Professorenseele als „Ein Spiel mit Feuer" empfindet. — Gesetzt: es wäre so — ist aber das Leben selbst nicht viel mehr noch ein

Spiel mit dem Feuer, und dies umsomehr je stärker so ein Leben ist? — Demnach hieße mit dem Feuer spielen lehren: leben lehren.

*

Es ist gerade im kultiviertesten Europa ein physischer Niedergang — eine körperliche Schwächung der männlichen Rasse bemerkt worden. Es bedeutet mir eine notwendigste Folge der vielen Stubenberufe. Das Weib in seiner noch mehr natürlichen Lebenssphäre, erscheint dem gegenüber emporgegangen, gewachsen an physischem Vermögen. Das hat vielleicht manche Männer besorgt gemacht, denn die Herrschaft der Kraft ist wie ein Naturrecht, das sich ewig Geltung verschafft. Von hier aus nach der Frauenbewegung — nach der Frauenrechtlerin gesehen, erstünde ihr ein neuer Sinn: ein schlagender Sinn für ihre Berechtigung einem solchen Manne gegenüber. Aber was für ein Sinn: am Weibe nachzuholen, was am Manne bereis geschehen ist, am Weibe den Niedergang nachzuholen. — Sofern man den gewöhnlichen Zeitungsschreibern die nötige Findigkeit zutrauen dürfte, möchte man geneigt sein, ihnen einen solchen Beweggrund unterzuschieben. Denn: sind nicht die Zeitungen die eifrigsten Förderer und Begünstiger der Frauenrechtlerin und der Frauenbewegung? — Genügt es ihnen nicht oft und oft das Unlautere nur verbergen zu können? — Und sind die gewöhnlichen Journalisten nicht weibische Menschen?

*

Von der vollen Menschennatur aus gewertet, ergibt sich überall Niedergang und Verbrauchtheit für dort, wo der Intellekt die Herrschaft an sich gerissen. Schon die Willigkeit für eine rein intellektische Weltanschaung läßt immer auf Verbrauchtheit schließen. Haeckel's „Welträtsel" bedeuten eine Weltanschauung dieser Art. In England und Deutschland haben sie größte und willkommenste Aufnahme gefunden. Ich folgere daraus eine große Verbrauchtheit der betreffenden Bildungsschichten bei Engländern und Deutschen.

*

Drei wichtigste Frauen: Die Mutter Jesu, uns näher: die Mutter Göthe's, die Mutter Napoleons. Was wir von ihnen wissen, zeugt für

naturhafteste Weiblichkeit. Ein Unmögliches an ihnen: Die Frauenbewegung.

*

Napoleon: Soldat im höchsten Sinne von Natur aus — ein Mensch, in dem Tatentrieb und Schlachtengelüste elementarisch umgehen, — Korsenblut, darin Meer und Gebirge sich spiegeln, dem welken Europa zur Aufmischung und Aufrichtung zugesellt.

*

Napoleon, der Gewittermensch, wirkte reinigend für die alte Welt wie ein Gewitter für die Luft. So erscheint er als Mann der großen Leidenschaft, dafür das Weib zu wenig war.

*

Napoleon: kein Intellektmensch, wie es der Dramatiker Bernard Shaw ist, der eben deshalb ein Manko als Dichter aufweist. Wo Napoleon etwas rein intellektisch erklären — ja beschönigen will, kommt er selber nicht mehr an sein Tun heran — nicht an die Gründe seines Tuns, die höher sind als er sich ausdenkt, weil sie naturhafter sind. Wenn Shaw's Napoleon Schlachten gewinnt rein nur durch den zufälligen Instinkt eines Pferdes, so ist das echt journalistisch. Trotzdem lassen auch wir Napoleon dem Instinkt eines Pferdes Siege verdanken! Aber dann liegt die Sache so: Napoleon's Anwesenheit wie Wesenheit ist es, die den entscheidenden Pferdeinstinkt auslöst.

*

„Hütet Euch vor den Schriftgelehrten und Pharisäern!" Es ist ein „Hütet Euch!", das durch Jahrtausende gellt. Ob jenen Berufen heute nicht entsprechen: Pfaffen und Journalisten? —

*

Der gewöhnliche zünftige Journalist, namenlos als kleine Funktion eines großen Apparates, dabei überaus herrschsüchtig ist ein Feind aller Individualität, — ist ein Erbfeind der großen Persönlichkeit. Erkennt man nun das Pharisäertum des Journalisten, — erkennt man seine feile Geschäftlichkeit? —

*

Journalisten-Devise: Berechnung ist viel, Frechheit ist alles.

*

Bedenklichster Auswuchs des Journalismus: das Interviewen. Es geht von der Ansicht aus, daß der Journalist den Menschen und Ereignissen über ist, in Wirklichkeit ist es aber umgekehrt.

*

Es mag noch immer Vereinzelte unter den Journalisten geben, (jene die bei einer Zeitung nur des lieben Brotes wegen wirken, sind keine Journalisten), die sich ihres Amtes als eines dienenden Berufes bewußt sind; sie erfüllen noch den ursprünglichen Sinn des Journalistentums. Aber was vereinzelt ist, ist nicht gewöhnlich.

*

Journalismus und künstlerisches Schrifttum sind Gegensätze wie Journalist und künstlerischer Schriftsteller. Was jenen unerträglich macht, trägt erst den künstlerischen Schriftsteller: Die Subjektivität — das Durchdringen des Stoffes mit der eigenen Wesensart. So kommt es wohl: daß den Rang einer Zeitung erst ihre Objektivität des Anstandes in der Berichterstattung sowie ihre Mitarbeiterschaft von künstlerischen Schriftstellern bestimmt. In dieser Ausnahmeform mag die Zeitung ungescholten sein! —

*

Was der künstlerische Schriftsteller schafft, die schönsten und lebendigsten Wortbegriffe, übernimmt ohne Bedenken der Journalist, verbraucht sie bis zur Entstellung und Einbuße aller Lebendigkeit, und immer wieder ist es der künstlerische Schriftsteller — der Dichter, der das einfache Wort zu neuem Leben erwecken muß.

*

Wir leben im Zeichen des Journalismus — im Zeichen der Journalisierung der Dinge. Es bedeutet: im Zeichen der Veräußerlichung und Geschäftlichkeit auf allen Gebieten, — im Zeichen hohler Schwatzhaftigkeit und geschwätziger Hohlheit, — der Herunterwürdigung und des Verkommens der Wortbegriffe, — im Zeichen der Anmaßung und des Dünkels, — der Entstellung, der Fälschung und der Gewissenlosigkeit, — der größten Verwahrlosung aller Wahrhaftigkeit, im Zeichen widrigen Schmarozertums mit allen scheinbaren Machtbeständen — im Zeichen kleinlichster Machtgelüste und eines

windigen Strebertums, — im Zeichen der Siege und des Obenaufkommens der Mittelmäßigkeiten und eines versteckten und darum umso übleren Philistertums, — im Zeichen des Ansporns und des Aufreizes zu plattester Gefallssucht, — im Zeichen der Förderung aller Massenbegriffe und größter Bedrängnis und Verwirrung von Kunst und Künstler, — im Zeichen des Verfalles aller inneren Machtzustände, im Zeichen tiefster Notstände des Gefühls und einer ungeheuren Vereinsamung der Seele. — Aber da fließt es wie ein Schimmer herein. Kann dies alles nicht ein Seltenes — ein Höchstes bedingen helfen? — Läßt es nicht die Möglichkeit offen zu größten Menschen? — Und eine Regung steht in mir auf, die froh um sich sieht und einer dienenden Gewalt danken will, indem sie ausruft: Es lebe der Journalismus! — So läßt vielleicht den Tod ein von Erkenntnis durchleuchtetes Leben leben.

*

Wie reimt sich Germanentum mit Journalismus? — Geht der nicht gierig darauf aus, Scheu einzuflößen vor der Macht der Öffentlichkeit — alles zu beugen und untertan zu machen seiner vermeintlichen Großmacht? — Mein Menschentum, dem mein Germanentum untersteht, spornt mich an: Eher stolz zu sein auf Verunglimpfung aus solchem Munde der Öffentlichkeit, zur Rechtfertigung einzig vor meinem Gewissen, — in mir selber zu suchen und zu finden die letzte Instanz in allen Dingen.

*

Je gemeiner ein Blatt ist, umso mehr weiß es sich als Teilhaber des Großmachtringes der Presse aufzuspielen — und diese Großmacht als Erste herauszustreichen und sich selbst, wenn möglich, als ein Führendes an dieser Großmacht. Ich verspüre da immer den Geruch von Fäulnis heraus — von einem völlig Kraftlosen, das nicht mehr auf eigenen Füßen stehen kann. Aus wirklich geschulten und wertvolleren Blättern hingegen, die sich ihrer dienenden Stellung bewußt und selten genug sind, weht es zuweilen doch wie ein Hauch von ästhetischem Empfinden, das die Zeitungslaute zu

dämpfen scheint und sich nie korporativ gebärdet, wie instinktiv vermeidend so fragwürdige Gemeinschaft anzudeuten.

*

Es ist nicht Mut, wenn ich so rückhaltlos von den Journalisten rede. Mein Empfinden geht darauf aus, mich bei dem gewöhnlichen, zünftigen Journalisten verhaßt zu machen. (Die widerlich anmaßende Nachbarschaft der vermeintlich Alles regierenden Münchner-Journalisterei mag es bei mir verursacht haben). Wir Künstler sind eben oft so weiblich, daß wir wie ein junges Mädchen empört sein können über die Zumutung, daß uns ein Häßliches seine Verehrung schenke oder gar liebe.

*

Die zünftigen Journalisten sind zumeist wie die Fliegen: sie fressen allen Dreck. Sie sind keine Bienen — auch nicht dem Stachel nach: dafür sind sie zu unvermögend. Wo hat ein Journalist einen wirklichen Dichter oder Künstler jemals ernstlich verletzen können? — Und wie sollten so beschaffene Journalisten im Stande sein, den goldesten und süßesten Honig aus den Blumen der Dichtung herauszufinden!

*

Es rasselt die Tonart durch süddeutsche Lande, die Nietzsche längst für überwunden erklärt. Die Haupttrommler dieser Weisheit sind gewöhnliche Journalistenseelen. Ich denke: um etwas zu überwinden, muß man es vorher erlebt haben. Kann nun der gewöhnliche Journalist in sich Nietzsche erleben? Darum: wie diese Überwinder Nietzsche, so überwanden wohl die Fliegen längst den Honigduft der Blüten.

*

Der gewöhnliche zünftige Journalist von heute: Ich sehe ihn als Hanswurst und Krämerseele, der nur das gelten lassen möchte, was ihm schön tut — was ihm Respekt zollt. Dieses Respektzollen von ihm zum ersten Begabungsausweis erhoben auch in Dingen der Kunst. Was für einen Beigeschmack gibt das seinen Begünstigten? Wie bringt solche Gunst noch Fragwürdigkeit in den Klang des besten Namens! — Ich sehe ihn als Fälscher und übelsten Pharisäer, der sich immer für das ausgibt, was er am wenigsten ist. Was

soll das Überherrgott-Gebahren an ihm, den doch seine Gefallsucht und seine Leerheit der Schar der Übervielen zuteilen, die es nie zur Menschwerdung bringt. — Ich sehe ihn nie als allein, immer nur als Mehrheit — als Menge sich wissend und fühlend, und dieses Menge- oder Herdengefühl in ihm den Mut auslösend zu Ausfällen gegen die Einzelnen — gegen Alleinstehende — gegen Große: denn je mehr ein Mensch ins Große wächst, umsomehr kommt er dazu, allein zu stehen. — Ich sehe ihn als lärmendes, anmaßendes, machthungriges Etwas, das zugleich völlig unvermögend ist. Er hat nichts in seiner Gewalt, was unser einem das Leben lebenswert macht. Jenseits seines Totschweigens, jenseits seiner Verunglimpfung wie seiner Lobpreisung, ja jenseits seiner Sehweite — seiner Wahrnehmung beginnt erst unsere Neugierde und all unser Glück. (Wenn ich ihn mir so vorstelle, kann ich ihn nicht einmal hassen.)

*

Eine Frucht des Journalismus: Überlegenheit zur Schmach — zum Gebrechen — zum Unvermögen stempeln. Man denke an den von süddeutschen Journalisten längst totgesagten Nietzsche.

*

Ein Endergebnis: Die Zeitung, als journalistisches Erzeugnis — als Brutstätte der Journalisterei, kann für die Menschennatur wie für das Leben nie ein Führendes sein; sie ist und bleibt der Hauptsache nach immer ein Übel und durchaus kein notwendiges.

*

Wenn man auf die Zeitungsposaune der deutschen Kunststadt hören möchte, so gäbe es heute keinen Namen von Belang in Kunst und Dichtung, den sie nicht gemacht hätte. Und es ist vielleicht wahr in dem Sinne: daß sie kaum jemals ein wirklich Großes zuerst erkannt und in der Folge ihm sein Schaffen leicht gemacht hätte. Damit lernt aber so ein Großer erst seine Kraft erkennen und entfalten.

*

Ich habe meine Tageszeitung (ein „freisinniges" Münchner-Blatt) ausgehen lassen: es ist, als sei damit etwas Unfreies und Unsaubres aus dem Hause.

*

Ob das heutige München nicht dem journalistischen Fahrwasser, in das es hineingeraten ist, seinen Niedergang als Kunststadt zu verdanken hat? — Nicht nur, daß dort ein Schriftsteller- und Journalistenverein seine Arme ausbreitet, man sagt dort zutreffend: „Journalisten und Schriftsteller-Verein".

*

Die leichte und mehr verschwendende Art Wiens vermag es nicht, ein so wohlgeordnetes Geschäftsleben in die Kunst hineinzubringen wie die deutsche Kunststadt, wo heute dem Kleinen und Willfährigen der Brot- und Ruhmkorb reichlich ausgefüllt wird, die Besten aber trotz alldem sich insgeheim fortsehnen, weil ein Tiefstes in ihnen hungrig bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Boykott-Erklärung.

Jene Innsbrucker Tagesblätter, deren Redakteure dem Verein „Deutsche Tiroler Presse" angehören — bekanntlich einem Vereine zur Förderung von Standesinteressen um jeden Preis — veröffentlichen ebenso fettgedruckt wie hier folgende

Erklärung.

Da der Direktor des Innsbrucker Stadttheaters, Herr Leopold Thurner, in einem am 29. ds. M. im Saale des „Grauen Bären" gehaltenen Vortrag einen Theater-Referenten direkt, zwei Theater-Referenten indirekt in ihrer Ehre ungerechtfertigt angegriffen hat, so sehen sich die Redaktionen des „Boten für Tirol und Vorarlberg", der „Innsbrucker Nachrichten", der „Neuen Tiroler Stimmen", des „Allgemeinen Tiroler Anzeigers" und der Halbmonatschrift „Der Föhn" gezwungen, die Aufnahme aller auf das Innsbrucker Stadttheater bezugnehmenden Mitteilungen bis auf weiteres einzustellen.

Darauf nehme ich mir die Freiheit, für heute folgendes zu bemerken: Da diese erst in der Zeitungs-Öffentlichkeit so empfindlich

(gez. von Max v. Esterle.)

Heinrich von Schullern.

gewordenen Herren Theater-Referenten hier nicht nur die Gekränkten, sondern geradezu die Verdutzten spielen, da sie sich coram publico geberden, als hätte sie gleichsam über Nacht ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen, so gestatte ich mir festzustellen: Daß diese Herren, die sich anscheinend nicht nur als Diktatoren der öffentlichen Meinung, sondern auch als Souveräne ihrer eigenen Brotgeber aufspielen dürfen, daß diese Herren, sage ich, wohl wußten, gegen wessen Ehre der mir — im Gegensatz zu ihnen — persönlich unbekannte Theaterdirektor seine Ehre zu verteidigen genötigt war. Denn erstens unterdrückten sie die Ankündigung seines öffentlichen Vortrags in ihren Blättern (obschon dieser Vortrag über Theaterfragen unserer Zeit gewiß ein allgemeineres Interesse beanspruchen durfte als etwa die belanglose Mitteilung, daß Herr Rudolf Greinz aus der Sommerfrische zurückgekehrt sei), und zweitens blieben sie samt ihren Schutzbefohlenen dem Vortrag wohlweislich fern. Man mag da — umgekehrt wie bei Herrn Thurner — ihre Vorsicht, nicht aber ihre Tapferkeit rühmen. Denn sie ließen sich so leider die gebotene Gelegenheit entgehen, Freimut mit Freimut zu bekämpfen, d. h. an Ort und Stelle die eingehend motivierten Angriffe des Herrn Thurner oder richtiger gesagt seine einer Ehren-Notwehr entsprungene Zurückweisung von Angriffen entsprechend abzuwehren.

Wenn die Herren dieses ihr Defizit an gutem Gewissen und persönlichem Mut nachträglich dadurch wett machen zu können glauben, daß sie an Stelle eines individuellen Ehrgefühls ihr kompaktes Solidaritätsgefühl ins Treffen führen und wenn sie den klipp und klar formulierten Beschuldigungen des Herrn Thurner nichts anderes entgegenzusetzen wissen als diesen ebenso kümmerlichen wie unbekümmerten Pauschalversuch einer wirtschaftlichen Schädigung (die nota bene auch die Bühnenkünstler und das Publikum in Mitleidenschaft zieht,) so mögen dies die Herren vor sich selber verantworten. Noch besser freilich vor Gericht. Aber sie mögen sich ja nicht unterstehen, die Öffentlichkeit zum Helfershelfer ihrer skrupellosen Willkür aufzurufen. Denn die Großmäuligkeit von Angegriffenen, die in grotesker Selbstentäußerung solidarisch übereinkommen, nicht ihren Angreifer, sondern sich selbst mundtot zu machen, hat jedes Recht verwirkt, in der Öffentlichkeit noch weiterhin gehört zu werden. Und daß der Teil der Öffentlichkeit, der in diesem Falle einzig in Betracht kommt — nämlich das

Theaterpublikum — sich tatsächlich noch mündig genug fühlt, einem dummdreisten Terrorismus, der zur Rede gestellt sich selbst das Wort entzieht, die Stirn zu bieten, das bewies die demonstrative Genugtuung, die es dem boykottierten Direktor in der heutigen Eröffnungsvorstellung dieses Spieljahres bereitete. Und wenn vollends die genannten Blätter ihr Ansehen dadurch zu fördern glauben, daß sie die Ohnmacht ihrer Redakteure fettgedruckt an den Pranger stellen, wenn sie glauben, dieser Ohnmacht dadurch einen Schein von Leben einzuhauchen, daß sie darauf beharren, eben demselben Publikum gegenüber, auf dessen blinde Gefolgschaft sie spekulieren, ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit nicht zu erfüllen, so ist es immerhin nicht ausgeschlossen, daß dieses Publikum einmal zur Abwechslung ihnen etwas pfeift oder sonst in gebührender Weise Stellung nimmt gegen die Brüskierung seiner Interessen und gegen die präpotente Auffassung, daß das Publikum für die Zeitung und nicht die Zeitung für das Publikum da sei. Doch mag auch schließlich eine Zeitung die Gläubigen haben, die sie verdient — auf keinen Fall ist es zu dulden, daß deshalb, weil ein Herr oder meinetwegen auch ein paar Herren von der Presse nicht imstande sind, ihre persönliche Reputation aus Eigenem zu wahren, einfach die primitivsten Wünsche jener zahlreichen Theaterbesucher ignoriert werden, die unbefangen genug sind, sich um die Personalangelegenheiten jener Herren einen Pfifferling zu kümmern. Darum und im Interesse einer reinlichen Verfechtung künstlerischer Interessen in dieser Stadt behalte ich mir vor, auf diesen Fall des Näheren zurückzukommen und diese Boykott-Erklärung, die auf den Stelzen einer invaliden Kriegs-Erklärung einherschreitet, als das bloßzustellen, was sie ist: Als eine Bankrott-Erklärung, die die Augen vielleicht auch jenen öffnen wird, die etwa heute noch geneigt sind, sich weis machen zu lassen, daß die Ehre eines Theater-Reporters sakrosankt, die eines Theater-Direktors aber vogelfrei sei. Was mich im übrigen nicht hindern soll, mich ungestört dem Eindruck der überwältigenden Komik hinzugeben, den mir und manchem Kenner der Verhältnisse die ernsthafte Versicherung beschied, daß auch — eheu fugaces! — die Redaktion des „Föhn" vom Innsbrucker Theater und seinem Jammer keine Notiz mehr zu nehmen in der Lage sei.

Ludwig von Ficker (Fortunat).

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.